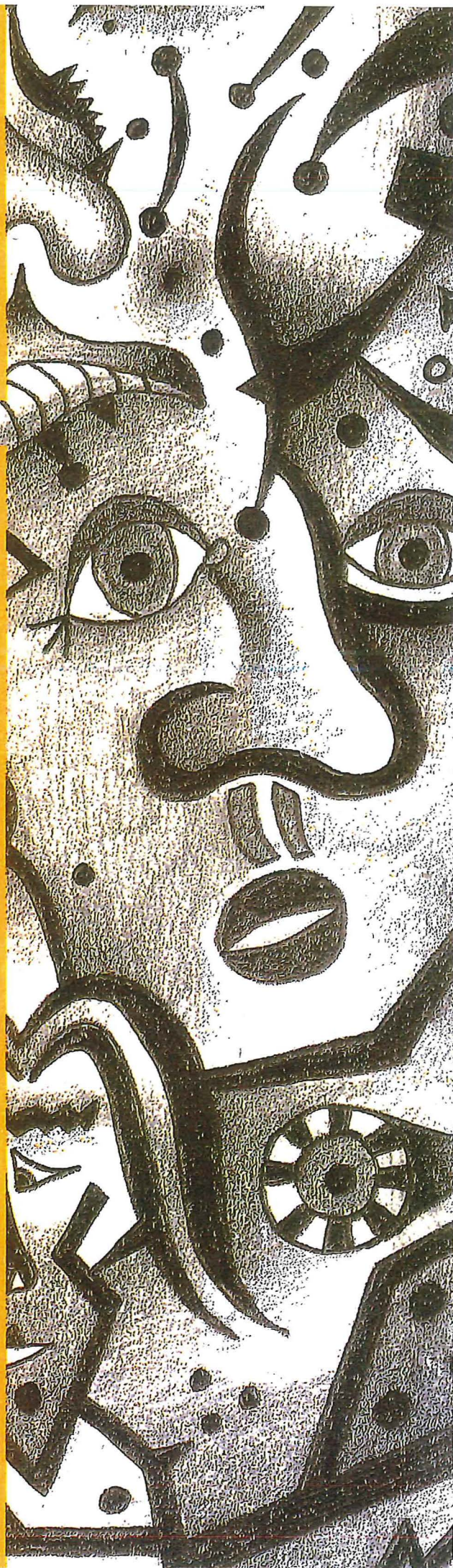


Annette Koechlin  
Johannes Gruntz-Stoll  
Herausgeber

# Das Fremde lesen als das Eigene

Beiträge zur  
narrativen Heilpädagogik

■ Haupt



Andreas Fischer

# Ich verstehe mehr, als du denkst!

Vom Wahrnehmen und Verstehen

„Der Mensch hat eine Unterschrift.“  
(Phurtag 2012, 31)

*Ziel dieses Beitrages ist es, aufzuzeigen, dass Menschen mit Behinderungen über eine viel grössere Wahrnehmungsfähigkeit und weitere Auffassungsgabe verfügen, als wir ihnen als so genannte Fachleute oft zugestehen. Ich werde mich dabei nicht auf die aktuellen Forschungen aus dem Bereich der Spiegelneuronen stützen (vgl. z.B. Bauer 2005 oder Fuchs 2010), obwohl diese viel mit dem Thema zu tun haben und den Raum für ein erweitertes Verständnis von Wahrnehmen und Verstehen öffnen. Meine hauptsächlichsten Bezugspunkte sind Texte und Geschichten von und über Menschen mit Behinderungen sowie eigene Praxiserfahrungen. Der Herausforderung und Problematik dieses Ansatzes bin ich mir bewusst, für mich persönlich hat er aber zu tiefgreifenden Einsichten und Veränderungsprozessen in Bezug auf Menschen mit Behinderungen geführt. Ich bin überzeugt, dass es in deren Begleitung immer darum geht, den Mut zu haben, die eigene Fachlichkeit in Form von Sichtweisen, Urteilen und Vorstellungen zu hinterfragen. Dadurch können sich Räume mit neuen Perspektiven öffnen, was aber nicht einfach von sich aus geschieht, sondern bestimmte Fähigkeiten verlangt. Diese können wir aber nur entwickeln, wenn wir uns auf gleichwertige Begegnungen einlassen, offen sind, Urteile und Bewertungen zurückhalten, Fragen stellen, den eigenen Standpunkt verrücken und Antworten und Handlungsmöglichkeiten gemeinsam mit den Betroffenen suchen.*

## 1 Einleitung

Ich werde mich in dieser Darstellung auf zwei Bereiche beschränken: Den Umgang von Menschen mit Behinderungen mit Erzählungen und mit musikalischen

Werken. Dabei versuche ich mit Hilfe von schriftlichen Zeugnissen die eigene Perspektive zu verlassen und die Sichtweise von Betroffenen einzunehmen. Dabei verwende ich schriftliche Zeugnisse von Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen aus dem Grund, weil sich bei allen das gleiche Phänomen der Etikettierung – „spastische Bewegungen, Krämpfe, Gleichgewichtsverlust verleiten sie zu einem entschiedenen und unwiderruflichen Urteil: Hier haben wir einen Schwachsinnigen“ (Jollien 2003, 34) – und die damit verbundene Unterschätzung des Potenzials durch die Umgebung zeigt. Ich bin mir bewusst, dass ein solches Unterfangen – das Formulieren aus der ‚vermuteten‘ Sicht eines anderen Menschen – nicht nur herausfordernd ist, sondern auch als Überheblichkeit und Bevormundung abqualifiziert werden kann. Ausgangspunkt meiner Bemühungen ist aber gerade das Gegenteil, der vorsichtige Versuch der Überwindung der eigenen Beschränktheit und Unfähigkeit im Einfühlen in die Wahrnehmungen und das Verstehen eines von Behinderung betroffenen Menschen. Dabei geht es nicht um eine einseitige Glorifizierung oder gar Negierung von Behinderung, sondern darum zu zeigen, dass jeder Mensch zwei Seiten hat. Die eine Seite – die der Behinderung oder Einschränkung – nehmen wir bewusst wahr, sie steht dadurch im Vordergrund und prägt unsere Begegnungsmöglichkeiten, die andere – die der Potenziale und Ressourcen – ist verborgen und wir müssen uns diese oft erst in einem anstrengenden Prozess erschliessen. So meint ein von einer schweren Behinderung Betroffener: „Menschen neigen dazu, die Medaille mit der zerkratzten Seite nach oben zu drehen, statt sie auf ihrem Rand kreisen zu lassen und sich an der Energie der schönen Seite zu laben. Wer es schafft, beide Seiten konstruktiv in sein Leben zu integrieren, profitiert entscheidend.“ (Jent zit.n. Koller 2011, 199)

Es sind verschiedene Gründe, die mich trotz aller Stolpersteine und Fallen dazu veranlassen, diesen Schritt zur Ergründung der „schönen Seite“ (ebd.) der Medaille zu wagen: Der erste liegt darin, dass ich seit vielen Jahren Texte von Menschen mit Behinderungen nicht nur lese, sondern auch versuche, mich in deren Sichtweisen und Wahrnehmungen einzufühlen und diese zu verstehen. Durch diese Texte haben sich mir neue Perspektiven und Horizonte eröffnet, die viele eigene Überzeugungen und fachliche Sicherheiten nicht nur in Frage stellten, sondern diese oft als nutzlos und nicht alltagstauglich erleben liessen. Der andere Grund sind meine Erfahrungen in der Praxis. Die Begegnungen vor allem mit Kindern mit Behinderungen haben mich gerade in den oben angesprochenen Punkten sensibilisiert. Was ein Kind, ein Jugendlicher oder ein Erwachsener mit einer Behinderung auf-

zunehmen und zu verstehen in der Lage ist, entzieht sich meist unserer Wahrnehmung. Das führt dazu, dass ich die Aufnahmefähigkeit und Möglichkeit des Verstehens eines anderen Menschen nicht beurteilen kann und mit Vermutungen, Annahmen und Gewissheiten Vorsicht geboten ist. „In mir wollte es vor Freude fast singen, doch die Einsicht, dass dieses Wissen allen anderen selbstverständlich war und dass ich bisher nichts begriffen hatte, war zugleich schmerzlich. Ich wollte meine Entdeckung mit jemandem teilen, besass aber keine Worte, um es zu erklären. Niemand würde es verstehen, wenn ich von meiner wichtigen Einsicht erzählte, das wusste ich. Ausserdem wurde mir schmerzlich bewusst, dass ich viel klarer denken konnte, als ich mich auszudrücken in der Lage war. Daher fühlte ich mich in meinen grossen Augenblicken sehr einsam.“ (Gerland 1998, 111) Sehr oft habe ich gestaunt, was auch schwerst-mehrfachbehinderte Kinder zu verstehen in der Lage sind und welche Bezüge sie herstellen können. Mit fortschreitender beruflicher Biographie ist auf der einen Seite der Respekt und die Achtung vor Menschen mit Behinderungen gestiegen und auf der anderen Seite die fachliche Sicherheit, was für Menschen mit Behinderungen gut ist, was sie brauchen und wieviel sie verstehen und verarbeiten können, kleiner geworden.

## 2 Das Öffnen von Räumen

Immer mehr ins Zentrum gerückt ist für mich daher die Frage nach der Qualität der Begegnung mit einem Menschen mit Behinderung. Eine Begegnung kann Räume öffnen und Entwicklung ermöglichen, sie kann aber auch einengen und Entwicklung verhindern. Denn Behinderung wird oft mit Andersartigkeit gleichgestellt und diese Gleichsetzung führt zu Randständigkeit; der gesellschaftliche und individuelle Umgang mit von Behinderung Betroffenen kann diese noch zusätzlich behindern. „Die Erfahrung des Randständigen, die Verpflichtung, ein Mensch zu sein, der das Anderssein verkörpert, den man als anormal einstuft, stellt gesamthaft gesehen ein hochkomplexes Problem dar. Sein ganzes Leben lang muss ein solcher Mensch versuchen, seine Eigenart anzunehmen, sie vielleicht sogar in einen Trumpf zu verwandeln. Aber immer lastet der Blick der Anderen schwer auf ihm und droht ihm den Stempel des gesellschaftlichen Makels aufzudrücken. Und kaum wahrnehmbar wird das Anderssein oder, noch schlimmer, die Behinderung von unüberwindlichen Schwierigkeiten überlagert: Der Andere, Grundfeste meines Lebens, wird zu einem Hindernis, hängt mir seine Etiketten an, deren unselige und schmerzliche Wirkung ich kaum mehr los werde.“ (Jollien

2003, 96f.) Hier wird deutlich, dass für einen Menschen mit Behinderung die Begegnung mit Mitmenschen existentiell wichtig ist, sowohl in einem förderlichen wie in einem hemmenden Sinne. Die hemmende Wirkung können wir nur überwinden, wenn wir die Suche nach der „schönen Seite“ (Jent zit.n. Koller 2011, 199) der Medaille zur Grundlage der Begegnung machen und uns auf den gemeinsamen und herausfordernden Suchprozess einlassen.

Man darf sich die Frage stellen, ob es bei einer solchen Art der Begegnung nicht immer um ein Urbild und Thema von vielen Märchen geht, das Stehen vor der verschlossenen Türe: „Immer wieder neu ist der Weg zur geöffneten Tür zwischen Menschen mit Behinderung und heilpädagogischen Begleiterinnen und Begleitern, der Weg ist weit, manchmal widerständig, manchmal bunt, reich, skurril, oft herausfordernd und immer spannend. Wir verwandeln uns im gegenseitigen Prozess der Schlüsselsuche.“ (Schnaith 2007, 196) Hier wird deutlich, dass es bei der Begleitung von Menschen mit Unterstützungsbedarf um beiderseitige Verwandlung – und nicht um einseitige Veränderung des Kindes, Jugendlichen oder Erwachsenen mit einer Behinderung – geht; die Märchenbilder zeigen uns bildhaft und halb bewusst, „dass dieser Wandlungsweg unabdingbare Voraussetzung für die Begleitung der ‚Heldinnen‘ und ‚Helden‘ ist. Möglicherweise spricht die Bilderwelt der Märchen früher zu unserer inneren Wandlungsbereitschaft, lange ehe die Vernunft uns den Auftrag dazu gibt.“ (Ebd. 196)

Eine Begegnung öffnet dann Räume, wenn sich ein Mensch mit einer Behinderung primär als Mensch und nicht als Behinderter wahrgenommen fühlt. Das Letztere ist für Betroffene eine kaum zu bewältigende Reduktion. „Was die meisten Menschen wahrnehmen, sind meine befremdenden Gebärden, die stockende Sprache, der unharmonische Gang. Aber was sich dahinter verbirgt, verkennen sie. Spastische Bewegungen, Krämpfe, Gleichgewichtsverlust verleiten sie zu einem entschiedenen und unwiderruflichen Urteil: Hier haben wir einen Schwachsinnigen. Wie schwierig, diesen ersten Eindruck zu korrigieren, und wie schmerzlich, sich auf solche Weise verurteilt zu wissen, ohne etwas erklären zu können. Ein Dialog ist ausgeschlossen, denn was ein Schwachsinniger von sich gibt, ist zwangsläufig Schwachsinn. Damit schliesst sich der Kreis, und ein Kontakt wird unmöglich.“ (Jollien 2003, 34f.) Es geht nicht um Negierung von Unterstützungs- und Hilfebedarf auf Seiten der Menschen mit einer Behinderung, sondern um eine gleichwertige Begegnung auf Augenhöhe, um eine dialogische Beziehungsgestal-

tung, die den anderen nicht reduziert, sondern versucht, ihn in seiner Ganzheit mit all seinen Möglichkeiten und Ressourcen zu erleben (vgl. Fischer 2012, 50ff.). Es ist ja durchaus möglich, dass ein Mensch mit Behinderung in seiner Wahrnehmung andere Schwerpunkte setzt, die für uns so genannt Normale nicht oder nur schwer nachvollziehbar sind. So schreibt ein Betroffener über Nähe und Distanz in der Wahrnehmung folgenden überraschenden Satz:

„sie sehen, was jene sachen verschleiert,  
die wesentlich sind,  
und aufdeckt, was anderen verborgen bleibt,  
ich sehe aus der ferne wesentliches,  
aber aus der astreinen nähe alles verschwommen.“

(Sellin zit.n. Schuster 2007, 22)

### 3 Musik-Erleben

„Als Konstantin und Kornelius zwei Jahre alt waren, fingen sie an Bach zu hören, und manchmal dachten ihre Eltern, die beiden würden nie wieder damit aufhören. Die CD mit den Brandenburgischen Konzerten in die Anlage und rüber auf die schwarze Ledercouch. Die Beine über die Lehne, den Kopf zur Seite. (...) So konnten sie ganze Tage verbringen, begleitet vom behäbigen Ticken der Zwanziger-Jahre-Standuhr.“ (Keulen u.a. 2010, 9) Mit zwei Jahren tagelang Bach zu hören ist nicht gerade das, was wir als Lieblingsbeschäftigung von zweijährigen Kindern als alters- und normentsprechend beurteilen. Die Brüder Cornelius und Konstantin sind aber zwei besondere Kinder, die sich nicht im Rahmen des Üblichen entwickeln: Mit sieben Jahren und nach einem langen familiären Leidensweg wird ihnen die Diagnose Autismus gestellt. Im Hinblick auf das Verhalten der Zweijährigen stellt sich die Frage, was die beiden Kinder beim Anhören von Bachs Musik erleben. Versinken sie einfach im Genuss, brauchen sie die Geräuschkulisse oder hören sie vielleicht etwas, zu dem wir ‚normalen‘ Menschen keinen Zugang haben?

Dreizehn Jahre später wird das Geheimnis gelüftet, denn Kornelius erläutert die frühe Vorliebe der Zwillinge für Bach in einem Text: „ich denke, diese musik richtete sich genau an unsere wahrnehmung, erkenntnisreich ergaben sich neue seh-eindrücke durch die höreindrücke. töne richtigeindrücklich die welt, die wir erst-

mals bewusst farbig deutlich mit der musik verbinden konnten. leicht erkundeten wir die welt in einer weise, die uns sicherheit bereitete. ein denkschema entwickelte sich entlang der gesehenen töne. ich erinnere mich, dass sicherheit im äusseren und inneren leben, gerichtet durch die musik, verlässlich vertrauen in unsere wahrnehmung brachte.“ (Ebd. 9f.) Mit grossem Staunen folgt man diesen Ausführungen und erlebt in ihnen die Schilderung von Prozessen, die für uns nicht nachvollziehbar sind – „ein denkschema entwickelte sich entlang der gesehenen töne“ (ebd.) –, welche für die Entwicklung der beiden Kinder aber offenbar existentiell wichtig gewesen sind.

Die Zwillinge, die sich zunächst mit Hilfe unterstützter Kommunikation mitgeteilt haben, heute aber beim Schreiben keine physische Stütze mehr benötigen, sind inzwischen über zwanzig Jahre alt und haben ein Hochschulstudium abgeschlossen. Ihre Bücher zeigen, dass Menschen mit einer autistischen Beeinträchtigung eine andere Wahrnehmung der Welt haben, diese aber nicht eingeschränkter, sondern anders als die unsrige ist. Sehr oft sind ihre Wahrnehmungen – auch wenn der äussere Eindruck täuscht – viel reicher und tiefgründiger. Dietmar Zöllner, ebenfalls Autor mit Autismus, schreibt: „Ich meine rückblickend behaupten zu können, dass ich zu allen Zeiten mehr verstanden habe, als man mir zugetraut hat. Ich erinnere mich noch an das Entsetzen meiner Mutter, als ich Wörter wie Hydrozephalus und Hirnschaden benutzte. (...) Ich habe als Kind vieles mitgehört, was nicht für meine Ohren bestimmt war. Wenn Ärzte über mich redeten, auch wenn sie sich im Nebenzimmer unterhielten, habe ich die Ohren gespitzt. Und so wusste ich schon im Kindesalter recht gut Bescheid, wie es um mich stand. Eigentlich habe ich immer im Bewusstsein gelebt, ein hoffnungsloser Fall zu sein.“ (Zöllner 2001, 149)

#### 4 Zeugnisse von Betroffenen

Es gibt inzwischen eine grosse Zahl von schriftlichen Zeugnissen von und über Menschen mit Behinderungen. Eine Aufzählung oder Auflistung würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Die Erfassung und Systematisierung dieser Texte ist aber geleistet worden, und die Ergebnisse entsprechender Studien liegen vor (vgl. Gruntz-Stoll 2012). Dabei wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit Texten von und über Menschen mit Behinderungen wie auch mit entsprechenden Märchen und Geschichten für die Ausbildung von Berufsleuten relevant ist, denn „nicht wenige Märchen machen Mut, indem sie Deutungshorizonte, Handlungs-

möglichkeiten und Erfolgchancen angesichts anspruchsvoller Aufgaben erschliessen und dabei Erfahrungswirklichkeiten auf unerwartet und ungewohnte Weise bewerten: Diese Neubewertung erfahrener Wirklichkeiten im Hinblick auf darin liegende Entwicklungsmöglichkeiten gehört zu den grundlegenden Dimensionen heilpädagogischen Denkens und Handelns; Märchen vermitteln dazu ebenso überraschende wie überzeugende Erkenntnisse und darüber hinaus – anhaltende Faszination.“ (Gruntz-Stoll 2007, 149) Wie eingangs erwähnt unternehme ich in meinem Beitrag den Versuch, anhand einer kleiner Auswahl von solchen Texten die Aussage des Titels zwar nicht zu beweisen, aber doch Wege aufzuzeigen, wie ein Bedenken und Bewegen der damit verbundenen Frage zu einer Relativierung der persönlichen Vorstellungs- und Urteilsfähigkeit führen kann und den Raum für neue und unerwartete Erfahrungen – sowohl für Menschen mit Behinderungen als auch für deren Begleiter – öffnen kann.

Bekannt ist, dass viele Menschen mit einer Behinderung über aussergewöhnliche Wahrnehmungsfähigkeiten verfügen, die eine Autorin aus eigener Erfahrung so schildert: „Die Problematik aussergewöhnlicher Sinnes- und Reizwahrnehmungen ist, dass sie nicht zur Erfahrungswelt normaler Menschen gehören und von ihnen nicht nachvollzogen werden können. Oft werden die Betroffenen nicht einmal ernst genommen.“ (Schuster 2007, 54) Dazu kommt, dass die Verarbeitung der Sinneseindrücke nicht einfach ist, oft chaotisch verläuft und darum von der Umgebung als Störung erlebt wird. So schreibt eine Frau – mit Hilfe der gestützten Kommunikation – auf die Frage, ob sie sich noch an Märchen in der Schule erinnern könne: „ich kann mich auch nur an sehr wenig erinnern, was aber auch damit zu tun hat, dass ich kaum zur schule ging. zuhören und dabei andächtig ruhig sein ging nicht. beim geschichten hören kamen mir gefühle hoch. es handelt sich ja meist um schicksale und über das ringen damit. das hat mich beeindruckt. aber eben gefühle machen bei mir störenden lärm.“ (Stärkle u.a. 2012)

Die folgenden zwei Aussagen sind wie das vorangehende Zitat Auszüge aus einem Gespräch, das zwei Frauen mit Autismus mit Hilfe der gestützten Kommunikation geführt haben. Sie gingen auf meine Frage ein, was für sie Märchen und Bilder bedeuten und wie sie diese in der Schulzeit erlebt hätten. Sie können sich nicht mehr gut erinnern, doch wichtig war für die eine Frau im Rückblick, dass die Märchen nicht nur erzählt, sondern auch szenisch dargestellt wurden: „und es ist wichtig geschichten zu tanzen und zu singen und zu bewegen. ich finde jetzt kann

ich zuhören wenn der vorleser sehr in die geschichte eintaucht.“ (Ebd.) Am Schluss dieses Zitates erfolgt der wichtige Hinweis, dass das Verständnis von Bildern, Geschichten und Märchen im hohen Mass davon abhängt, ob die erzählende Person davon überzeugt ist und sich innerlich damit verbinden kann. Im folgenden Ausschnitt aus dem Gespräch wird deutlich, dass auch Erzählungen über Menschen mit Behinderungen für diese selbst eine Bedeutung haben. Es ist die Frau, die wegen ihren „lärmenden Gefühlen“ (ebd.) aus dem Schulunterricht ausgeschlossen wurde. „aber heute schätze ich die märchen. sie sind dramatische bilder der menschwerdung. lieber aber habe ich echte erzählungen. möglichst authentisch aus dem umkreis oder aus der betroffenheit des erzählers. was gibt doch das ringen und bemühen, all die ungelösten, aber ehrlichen fragen, mir mut und hoffnung. wir sind alle am lernen und strampeln.“ (Ebd.)

Ein weiteres Zeugnis über die Bedeutung von Märchen findet sich bei Daniel Tammet, einem Mann mit Autismus, der mit seiner Hochbegabung und seinem ungeheuren Lernvermögen die Welt immer wieder verblüfft. „Ungefähr seit Beginn meiner Schulzeit entwickelte ich eine grosse Liebe und Begeisterung für Märchen – die Geschichten und detaillierten Buchillustrationen füllten meinen Kopf mit lebendigen mentalen Bildern von Stätten voller Porridge und voller Prinzessinnen, die auf einem Berg von unzähligen Matratzen schliefen (mit einer einzigen Erbse darunter). Zu meinen Lieblingsmärchen gehörte das berühmte Rumpelstilzchen der Brüder Grimm. Ich liebte es, wenn meine Eltern mir vor dem Einschlafen die exotisch klingenden Namen vorlasen, die die Königin nennt, als sie versucht, den Namen des Gold spinnenden kleinen Männleins zu erraten: Kaspar, Melchior, Balzer, Hammelswade, Schnürbein...“ (Tammet 2008, 76) Beachtenswert ist hier die Tatsache, dass Märchen der Gebrüder Grimm offenbar bis in einen anderen Sprachraum hinein ihre Wirkung entfalten können. Vielleicht eignen sich Märchen der Gebrüder Grimm auch besonders für Kinder mit Behinderungen, die auf ihrem Entwicklungsweg mit grossen Schwierigkeiten konfrontiert werden. „Ein besonders häufiges Motiv, das bei den Gebrüder Grimm für ihre didaktischen Ziele herangezogen wird, ist das des Dummlings, Dümmlings oder Däumlings. Als jüngster von meist drei Söhnen macht der Dummling trotz seiner körperlichen oder geistigen Benachteiligung sein Glück, weil er gutherzig und gewitzt ist. (...) Der Dummling zeichnet sich nebst schlechten Sitten besonders durch zwei Dinge aus: Lernfähigkeit und Handeln wider den allgemeinen Menschenverstand. Und dennoch wird diese Unangepasstheit nicht selten am En-

de belohnt.“ (Perrig u.a. 2007, 92) Wenn Kinder mit Behinderungen diese Wahrnehmungsfähigkeit für den inneren Gehalt eines Märchens oder einer Geschichte besitzen, dann beinhalten diese auch einen therapeutischen Aspekt, da sie dann „als Anleitung zum erfolgreichen Lösen von Aufgaben und Rätseln, zur Bewältigung von Hindernissen gelesen und verstanden werden können“ (Gruntz-Stoll 2007, 129f.) oder mit andern Worten: Es kann Kindern oder Erwachsenen – behindert oder nicht behindert – Mut machen, wenn der Dummling erfolgreich ist und sein Ziel über Hindernisse und auf Umwegen schliesslich erreicht.

## 5 Beispiele aus der Praxis

In einer grossen Institution für erwachsene Menschen mit einer Behinderung wurde über eine längere Zeit die Frage bewegt, was Menschsein bedeuten könne: Die Menschen mit Behinderung hatten die Möglichkeit sich künstlerisch über das Malen und die Sprache, auszudrücken. In einer grossen Ausstellung wurden die Werke einer breiten Öffentlichkeit gezeigt: Das Echo war überwältigend, und auf Anregung eines begeisterten Besuchers entstand daraus ein Buch (Humanus-Haus 2010). Im Folgenden möchte ich drei kurze Aussagen von Menschen mit Behinderungen aufführen und unkommentiert stehen lassen. Aus meiner Sicht überzeugen sie durch ihre Einfachheit und gleichzeitige Tiefe und regen zum Nachdenken an:

- „Der Mensch hat eine Unterschrift.“ (Phurtag 2010, 31)
- „Meine Ahnung ist, dass ich auf der Welt bin, um anderen in der Not zu helfen. Das habe ich schon erlebt. Wenn zwei streiten, greife ich ein und versuche zu schlichten. Aber warum ich wirklich da bin, ist eigentlich ein Geheimnis.“ (Hamurabi 2010, 38)
- „Fürs Glück hat der Mensch Freunde.“ (Zeba 2010, 47)

Beispiele aus der eigenen Praxis zu beschreiben ist nicht einfach. Auf der einen Seite setzt man sich dem Vorwurf der Subjektivität und Selbstbezogenheit aus, auf der anderen Seite sind diese Erlebnisse oft sehr persönlich, zeigen eine Dimension der Tiefe und auch Verletzlichkeit und brauchen darum einen Schutz. „Zwischen wissenschaftlichen Aussagen, welche sich als vergleichsweise abstrakt, allgemein und situationsunabhängig bestimmen lassen, und individueller Erfahrung, welche durch Einmaligkeit, Konkretheit und situative Bezüge charakterisiert ist, bestehen Differenzen, welche sich zwar punktuell überwinden lassen, in aller Regel aber

dazu führen, dass dieses Wissen und jene Erfahrung mehr oder weniger unabhängig voneinander bestehen.“ (Gruntz-Stoll 2007, 10) Aus meiner Erfahrung in der praktischen Tätigkeit als Lehrer und Begleitperson für Kinder mit Behinderungen – viele mit starken kognitiven Beeinträchtigungen – sind mir einige sehr einprägsame Erlebnisse in Erinnerung geblieben, von denen ich zwei herausgreifen möchte:

(1) Der zehnjährige Knabe, der mit seinem auffälligen Verhalten die heilpädagogische Grossfamilie an den Rand der Verzweiflung brachte und notfallmässig in der Institution platziert werden musste. Er teilte mir gleich bei seinem Eintritt im November deutlich und klar mit, dass ich in der Weihnachtszeit sicher keine Geschichten vom Jesuskind, Maria und dergleichen erzählen solle, über dieses Alter sei er nun wirklich definitiv hinaus. Als ich es dann trotzdem unbeirrt tat, sass der Knabe mit offenem Munde da, nahm die Inhalte in sich auf wie ein trockener Schwamm, war ganz ruhig und vergass sogar den Unterricht zu stören.

(2) Das Mädchen mit einer schweren Mehrfachbehinderung ohne Sprache, bei allen alltäglichen Verrichtungen auf Hilfe angewiesen, auch nicht in der Lage, den Knopf der Jacke selber zu schliessen. Sie hatte aber einen ausserordentlichen Bezug zur Musik, sass stundenlang am Klavier, das Kochbuch meist verkehrt als Notenblatt vor sich und spielte mehrstimmig. Immer waren die Akkorde harmonisch, es waren keine Dissonanzen zu hören, auch die motorische Behinderung war nicht mehr erlebbar. Eines Tages war der Klavierstimmer da, stimmte das Instrument und verliess nach der musikalischen Abschlusskontrolle das Haus. Kurze Zeit später erklangen im Haus noch einmal die Akkorde und alle waren überzeugt, dass der Stimmer zurückgekehrt war. Das war aber nicht der Fall: Am Klavier sass das Mädchen und spielte die Akkorde hinauf und hinunter! Dieses Mädchen hatte auch keine Möglichkeit, sich im Raum und in der Zeit zu orientieren. Erstaunlicherweise summt sie aber immer schon Wochen im Voraus die Melodien, die zu bestimmten Jahresfesten in der Schule erklangen, und erinnerte uns daran, dass die Zeit zum Üben gekommen sei.

Die eine Seite ist die aktuelle Aufnahme und Verarbeitung von Inhalten und Bildern, die andere Seite ist aber diejenige der nachhaltigen Wirkung. Im Folgenden ein weiteres Beispiel aus der Praxis, das zeigt, dass plötzlich und von unerwarteter Seite Bestätigung für das eigenen Handeln und Tun kommen kann:

(3) Über einige Jahre begleiteten wir einen Knaben, dem es – zusätzlich zu seiner Behinderung – nicht einfach fiel, mit der Wahrheit angemessen umzugehen oder sich sozial einzugliedern. Immer waren um ihn herum handfeste Konflikte und Streitigkeiten, immer waren aber die anderen Kinder schuld, für die Betreuerinnen und Betreuer eine grosse Herausforderung. In der Herbstzeit wurde in der Schule mit den Kindern jeweils das Spiel vom heiligen Georg – der den Drachen besiegt und so die Prinzessin vor dem sicheren Tod rettet – aufgeführt. Georg hat in der Geschichte einen himmlischen Beistand, den Erzengel Michael. Über zwei oder drei Jahre wurde der Erzengel Michael, der still im Hintergrund wirkt und den heiligen Georg begleitet, von diesem Knaben dargestellt. Jahre später, der Knabe war als Jugendlicher aus dem Heim ausgetreten, erhielten wir die Nachricht, dass er überraschend verstorben sei. An der Abdankungsfeier erzählte der Pfarrer, der den schwerkranken jungen Mann über die letzten Monate begleitet hatte, aus dessen Biographie. Die Schulzeit wurde nur kurz gestreift und lediglich erwähnt, dass er einige Jahre in einer Institution verbracht hätte. Zum Schluss wurde der Pfarrer sehr persönlich und teilte mit den Anwesenden eine ihn tief berührende Erfahrung. Er berichtete, dass er stark beeindruckt gewesen sei vom Umgehen des Mannes mit seiner Krankheit. Am meisten hätten ihn aber die Gespräche mit dem jungen Mann in den letzten Wochen vor seinem Tode bewegt. In diesen habe er – unser ehemaliger Schüler mit herausforderndem Verhalten – ihm viel vom Erzengel Michael erzählt. Dabei habe er, der Pfarrer, den Eindruck gehabt, dass der Bezug des jungen Mannes zu diesem Erzengel wahr und in den letzten Wochen seines Lebens für den Sterbenden eine wichtige Hilfe gewesen sei. Ich verliess die Abschiedsfeier für den ehemaligen Schüler mit einem Gefühl von Dankbarkeit.

## 6 Biographie und innere Bilder

Schilderungen von Menschen mit Behinderungen sind oft sehr eindrücklich, und es kann mit Recht die Frage gestellt werden, wie diese Doppelheit – auf der einen Seite Behinderung und Einschränkung, auf der anderen Seite Offenheit für innere Motive und Bilder – verstanden werden kann. Ich denke, dass ein wirkliches Verstehen dieser Tatsache nicht möglich ist, sondern dass es eher um ein Herantasten geht. Aus der eigenen Biographie weiss jeder Mensch, dass in schwierigen Zeiten innere Bilder, Geschichten oder Musik etwas sehr Heilsames haben können. So können Bilder in Form von Geschichten und Märchen dabei helfen, mit dem Gefühl von Trauer besser umzugehen; Menschen finden in ihnen Halt und nicht sel-

ten den Ansatzpunkt zum Bearbeiten eines Verlustes. Dies gilt aus meiner Sicht auch uneingeschränkt für Menschen mit einer Behinderung (vgl. Fischer 2008). Oft entziehen sich schwierige Lebensumstände und Krisen dem kognitiven Verständnis, und Hilfe wird in einem anderen Bereich gesucht. Auch hier erleben wir auf einer anderen Ebene die erwähnte Doppelheit – auf der einen Seite die Beschränktheit im Bereich des kognitiven Verstehens und Bearbeitens, auf der anderen Seite die Offenheit für innere Bilder und Motive.

Im Folgenden nehme ich Bezug auf den Roman „Liebesarchiv“ (Faes 2007) von Urs Faes. In diesem Roman erleben zwei Brüder, wie ihr Vater – ohne Ankündigung oder spätere Benachrichtigung – verschwindet und die Familie alleine zurücklässt, so dass diese monatelang sehnsüchtig auf ihn wartet. Der eine Bruder ist im Roman der Ich-Erzähler, der andere, Michi, ein Knabe mit einer Behinderung. „Hätte längst in der Schule sein sollen mit seinen sieben Jahren. Das gehe nicht mit dem, mäkelten sie im Heim. Zu unruhig sei er. Patschte und sabberte. Rief und schrie. Grinste und schmatzte.“ (Ebd. 43) So plötzlich und unerwartet, wie der Vater verschwunden ist, steht er nach acht Monaten wieder da, und das Familienleben nimmt zumindest äusserlich seinen gewohnten Gang. Aber nichts ist mehr wie früher, wie ein Schatten liegt die quälende Frage nach dem ‚Warum‘ über der Familie; der Vater wird zum Fremdling und geduldeten Gast. Der Ich-Erzähler kann das Geheimnis des Verschwindens Jahre nach dem Tode des Vaters lüften; beim Bruder mit Behinderung hat man als Leser die Empfindung, dass er schon bei der Rückkehr des Vaters die Tragweite des Ereignisses versteht. Erstaunlicherweise begrüsst er nämlich beim Wiederauftauchen des Vaters diesen nicht. „Michi, was hast du bloss, fragte ich, er ist doch wieder da. Der Kleine schüttelte nur den Kopf, liess die Arme baumeln, wie er es immer tat, wenn er nicht mehr sprechen wollte. Stumm blieb er auf seinem Stuhl. Nicht da, nuschte Michi, auch am nächsten Tag, als der Vater Sauerkraut aus dem Keller brachte, Nicht da.“ (Ebd. 92) Damit erkennt Michi als erster die Wahrheit und spricht diese auch aus, der Vater ist zwar physisch anwesend, aber nicht mehr ‚da‘, er gehört nicht mehr zur Familie, es gibt keine Zukunft, nur ein Aushalten der Gegenwart. „Nach seiner Rückkehr war der Vater ein Zimmerherr geworden, an dessen Anwesenheit wir uns gewöhnten, dem wir aber nicht nachgetrauert hätten, wenn er wieder abgereist wäre.“ (Ebd. 96) Im Roman „Liebesarchiv“ (ebd.) erlebt ein Knabe mit einer Behinderung unmittelbar die Tiefe eines Ereignisses und kann es auf seine Art benennen. Auch hier wird deutlich, dass Menschen mit einer Behinderung in Bezug auf ihre Sensibilität und

Offenheit nicht auf ihre kognitive Beeinträchtigung reduziert werden dürfen, sondern sie in diesem Bereich oft über sehr erstaunliche Fähigkeiten verfügen. Diese zeigen sich der Umgebung meist unerwartet und überraschend, so auch bei Michi, der „stotterte und machte dann hin und wieder doch einen Satz, über den wir staunten“ (ebd. 43).

Eine Möglichkeit der Annäherung an dieses Geheimnis der „zerkratzten und schönen Seite der Medaille“ (Jent zit.n. Koller 2011, 199) bietet ein Aufsatz von Thomas Fuchs, der sich unter dem Titel „Zukunft und Zufall“ (Fuchs 2002) mit der Biographie des Menschen im Spannungsfeld zwischen Vergangenheit und Zukunft befasst. Dabei weist Fuchs auf die Gefahr hin, dass wir heute unsere Zukunft nur als logische Folge der Vergangenheit sehen, „als eine Fortschreibung des Bekannten, als Projektion unserer Pläne nach vorne“ (ebd. 61). Dabei geht das Offene, Unwägbar, Überraschende des Zukünftigen verloren. „Was Zukunft für den Menschen eigentlich bedeutet, das wird in einer ebenso betriebsamen, fortschrittsgläubigen wie utopiearmen Zeit immer weniger denk- und erfahrbar.“ (Ebd.) Dies ist eine der grossen Gefahren im Umgang mit Menschen mit Behinderungen: Man kennt ihre Geschichte, ihre Diagnose und ihr Verhalten und zieht daraus Schlüsse für die Zukunft. Ein von Behinderung Betroffener meint darum: „Aus diesem Grunde sollten wir Verallgemeinerungen misstrauen und uns bemühen, ein Individuum in seiner Einzigartigkeit wahrzunehmen, die immer umfassender ist als das, was sichtbar ist.“ (Jollien 2003, 37)

Natürlich sind wir geprägt durch unsere Herkunft, durch unsere Vergangenheit, auch durch eine Behinderung, dies ist aber nur ein Teil der menschlichen Identität. „Es ist einerseits das Festliegende, das mich ein Leben lang begleitet und von mir seine Annahme fordert – keiner kann seiner Herkunft entkommen. Andererseits lässt meine Heimat mir die Möglichkeit, sie in die Zukunft voranschreitend hinter mir zu lassen. Die Herkunft ist Teil meiner Identität, aber eben nur ein Teil, der als solcher auf mein Unterwegssein zur vollen Identität verweist. Zukunft wäre das, was mir auf diesem Weg begegnet, zugleich aber auch die Ankunft dessen, was ich werden kann. Herkunft und Zukunft sind von entgegengesetzter Richtung her gleichermassen konstitutiv für meine Identität“ (Fuchs 2002, 63), denn „Zukunft als offene Möglichkeit bedeutet zugleich, dass das Leben im Rückblick kein Naturprozess mehr ist, sondern eine Geschichte erhält, zu einer Biographie wird“ (ebd. 65). Es geht also gleichzeitig um das Gewordene und das Werdende; ich

kann das Gewordene nicht negieren, muss ihm den gebührenden Platz einräumen: Wichtig ist aber, dass ich dem Werdenden in der Biographie eines Menschen Raum gebe, dass ich ihm eine Potentialität zugestehe, die ich nicht oder noch nicht erfassen kann. Das hätte aus meiner Sicht die Konsequenz, dass heilpädagogische und agogische Angebote für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit einer Behinderung nicht an deren Grenze der kognitiven Aufnahmefähigkeit anpasst werden dürfen, sondern immer offen und nicht begrenzt bleiben müssen. „Wir wissen oft wenig über die Empfänglichkeit von Schwerst-Mehrfachbehinderten, die scheinbar unansprechbar sind. So müssen wir versuchen, sie mit dem Besten zu erreichen, das wir für uns selbst als befriedigendes Erlebnis gefunden haben. Uns muss dabei die Hoffnung leiten, sie in einem Kern zu treffen, den wir nicht erkennen können. (...) Zur Bildung gehört jedes Angebot, das geeignet ist, die Lebensqualität eines einzelnen bei sich selbst zu erhöhen.“ (Saal 1994, 127) Dies ist die Aussage – überschrieben mit „Bildung ist unteilbar“ (ebd.) – eines Menschen mit Behinderung; anders ausgedrückt bedeutet das: „Was er eigentlich werden könnte, ist dem Menschen nicht gegeben. Offenheit der Entwicklung erfordert daher eine Negation, die das Gewordene, die Herkunft relativiert und Raum für die Freiheit des Werdens eröffnet: Diese Negation aber liegt in der Zukunft im Sinne des Aufmich-Zukommens.“ (Fuchs 2002, 68)

## 7 Aspekte der Begleitung

Die Begleitung von Menschen mit einer Behinderung ist im Zusammenhang mit der erörterten Frage von ausserordentlicher Bedeutung: Sind wir in der Lage, Menschen so zu begleiten, dass wir ihnen einen Freiraum zugestehen, dass wir ihnen gegenüber eine Haltung einnehmen, die Ungewohntes und Ungewöhnliches nicht nur zulässt, sondern auch unterstützt? Ernüchtert stellt ein Betroffener fest „Ich bin, wie der andere mich sieht“ (Jollien 2001, 67); das heisst, Alexandre Jollien fühlt sich nicht als Individuum wahrgenommen, sondern erlebt sich als das Produkt der Vorstellungen und Vorurteile des Gegenübers, der Fachperson. Es braucht aber Entdeckerfreude und die Bereitschaft, sich auf Begegnung einzulassen: „Ich bin überzeugt, dass nichts entstehen kann, wenn ich selbst in diesem Begegnungsfeld mit Georg nichts von meinen eigenen Emotionen und Leidenschaften mit einbringe. Wenn ich selber keine Sprachlust habe oder wenn mich selbst Sprache nicht interessiert, dann kann ich nicht mit ihm schreiben, weil ich dann keine Herausforderung für ihn bin.“ (Raffener zit.n. Gruntz-Stoll 2010, 20)

Dietmar Raffener ist seit fast dreissig Jahren der Begleiter von Georg Paulmichl, dem Dichter und Maler aus Prad (vgl. Gruntz-Stoll 2010). Die Begegnung mit Georg, der von sich selber sagt „Ich habe Glück gehabt, dass es mich gibt“ (ebd.), war am Anfang für Dietmar Raffener nicht einfach: Er musste zuerst Wege finden, um mit Georgs Eigenheiten umgehen zu können. „Georg war vielmehr eine jener Personen, die jenseits eines festen Tätigkeitsfeldes einfach da waren, und ich habe sogleich gemerkt, dass er ununterbrochen redet und redet und redet. Er war richtig anstrengend. Er war so anstrengend, dass ich mir manchmal überlegt habe, ob ich das lange aushalte, denn sein Reden war nicht nur ein Reden für sich, sondern ein permanentes Fragestellen.“ (Ebd. 16) Raffener hat aber nicht aufgegeben, sondern nach Wegen gesucht, wie er seinem anspruchsvollen Partner so begegnen kann, dass dessen Einseitigkeit ihn nicht länger ärgert und herausfordert, sondern dass er diese zusammen mit dem Betroffenen so verwandeln kann, dass sie zu einer ausserordentlichen Fähigkeit wird.

Begegnung in diesem Sinne ist nicht mehr Zufall, sondern Aufgabe, Frage an alle Beteiligten: „Wenn ich eine Begegnung in diesem Sinn als Frage an mich selbst erfahre, dann kann ich sie, ohne in einen Selbstwiderspruch zu geraten, nicht mehr als zufällig im Sinne von ‚akzidentiell‘, ‚beiläufig‘ oder ‚beliebig‘ auffassen. Begegnung im authentischen Sinn impliziert geradezu, dass ich es bin, der hier gemeint ist, dem etwas ‚nicht zufällig‘ zugefallen ist. Wenn ich auf eine Begegnung ebenso gut Antwort geben wie es sein lassen könnte, bin ich gar nicht begegnet – das Geschehen ist meinem Leben äusserlich geblieben. Im Gleichnis mit dem barmherzigen Samariter verfehlt der Levit die Begegnung mit dem Überfallenen, während der Samariter sie unter äusserlich gleichen Voraussetzungen realisiert. Der Nächste, so sagt das Gleichnis, ist eben der, der mir ‚zufällt‘ und in der wirklichen Begegnung wird er zum Nächsten für mich.“ (Fuchs 2002, 70) Raffener hat sich auf Begegnung auf Augenhöhe eingelassen und gemeinsam und spielerisch mit Georg Paulmichl nach Formen gesucht, die diese Verwandlung möglich machten. „In diesem Spiel entstand ein Zwischenraum, in dem es für mich nicht mehr wichtig und auch nicht mehr interessant war, welche Behinderung er hat und wie sie einst von Experten beschreiben worden ist: Das ist im Spiel unserer Begegnung völlig nebensächlich geworden und auch immer geblieben. Er war ein Autor und ich sein herausfordernder Assistent, und wir haben im Zusammenspiel lustvoll diesen Raum der Begegnung mit Sprache gefüllt.“ (Raffener zit.n. Gruntz-Stoll 2010, 21)

Ich denke, dass man im geschilderten Prozess wichtige Charakteristiken für eine gelingende Begegnung, die Räume öffnet und Potenziale freilegt, sehen kann. Grundlage der Beziehungsgestaltung in Heilpädagogik und Sozialtherapie ist das Dialogische; dabei geht es neben Anderem darum, das Gegenüber ernst zu nehmen, ihm Sinnhaftigkeit und Potenzial zuzugestehen, um dadurch Entwicklung zu ermöglichen. Dazu müssen auf Seiten der Fachleute bestimmte Kernfähigkeiten ausgebildet werden, auf deren nähere Beschreibung ich hier verzichten möchte (vgl. Fischer 2012, 54ff.). Zentral für unsere Fragestellung sind der Verzicht auf Annahmen und Bewertungen und die Zurückhaltung, denn „die geprüfte Bezeichnung des Gebrechens hilft mir nicht weiter, denn sie umfasst zu viel und erklärt zu wenig. Für gewisse Menschen bedeutet eine vorschnelle Diagnose den Verlust der Freiheit. Das Wort ist eine Kette, an die die einzelne Existenz gebunden ist, ein Gefängnis, in das ein Individuum eingeschlossen wird. Der Fachbegriff wiegt schwerer als die Realität, die zu benennen er vorgibt.“ (Jollien 2003, 35) Auf die Frage nach einem guten Erzieher antwortet Jollien, der mit einer schweren cerebralen Beeinträchtigung zu kämpfen hat: Ein guter Erzieher ist jemand, „der hilft, etwas zu verwirklichen, der fragt, der hinterfragt, der die unter vielfältigen Hindernissen verschütteten Fähigkeiten weckt. Was uneingeschränktes Vertrauen in den Menschen verlangt, aber auch Demut; Demut, die erlaubt, den nötigen Abstand zu wahren, den Anderen nicht zu verurteilen, sich bewusst zu werden, dass der Andere immer ein unbeugsames Wesen bleiben wird, das nicht total untergeordnet, analysiert, verstanden werden kann.“ (Jollien 2001, 89f.) Erst wenn ich dem Menschen mit einer Behinderung auf diese Weise zu begegnen versuche, bildet sich eine Grundlage, die das Erleben der „zerkratzten Seite“ (Jent zit.n. Koller 2011, 199) der Medaille überwindet und Raum schafft für das verborgene Potenzial.

## 8 Persönlicher Abschluss

Innere Bilder, Geschichten und Märchen haben für alle Menschen eine grosse Bedeutung; Menschen mit Behinderungen sind da keine Ausnahme, weil Märchen und Geschichten auch „als Anleitung zum erfolgreichen Lösen von Aufgaben und Rätseln, zur Bewältigung von Hindernissen gelesen und verstanden werden können“ (Gruntz-Stoll 2007, 129f.). Zum Abschluss meiner Ausführungen möchte ich eine persönliche Erfahrung darstellen, die für mich auf eine ganz besondere Weise zeigt, wie in der heilpädagogischen Arbeit das gleiche Bild sowohl für die Kinder

und Jugendlichen wie auch für die Bezugs- und Fachpersonen eine Bedeutung haben kann. Es ist mir klar, dass dies nicht als Beweis für die im Titel meines Beitrages formulierte These gelten kann; vielmehr soll mein Bericht dazu anregen in der eigenen Berufsbiographie nach ähnlichen Erfahrungen, die meiner Ansicht nach viele Menschen machen, ohne sich darüber auszutauschen, zu suchen. Diese Erfahrungen können sich auf Märchen, Geschichten, Musik oder andere künstlerische Erlebnisse beziehen und zeigen, dass es im inneren Umgang mit solchen Erfahrungen keine kognitiven Grenzen gibt.

Ich habe viele Kinder begleitet, die nicht nur eine kognitive Beeinträchtigung hatten, sondern auch mit ihrem Verhalten die Umgebung massiv herausforderten und die Menschen an und über ihre Grenzen brachten. Es waren das Kinder, mit denen viele Kolleginnen und Kollegen heute vermehrt konfrontiert werden: Kinder, die mit grosser Sicherheit jede Feierlichkeit stören, schöne Momente für störendes Verhalten ausnützen, andere Kinder scheinbar bewusst und gezielt quälen, sich immer benachteiligt fühlen und sich darum in einem permanenten Kampf gegen alle oder alles befinden. Die Verzweiflung auf Seiten der Erziehenden und der Lehrpersonen ist oft gross, scheinbar erntet man nur Undank, Ablehnung und Spott; alle erzieherischen Massnahmen fruchten nichts, Strafen, Drohungen und Konsequenzen zeigen keine Wirkung. Oft hilft da nur ein indirekter Weg, sei es über innere Arbeit der Lehrperson oder über geführte äussere Erfahrungen und Erlebnisse. Im Idealfall spielt das zusammen, dass ein inneres Bild oder Motiv sich äusserlich in einer Geschichte, die mit künstlerischen Mitteln in die Sichtbarkeit gebracht werden kann, spiegelt.

Es gibt ein Märchen von Rudolf Steiner, in dem ein Mann geschildert wird, der sich mit der Frage, woher destruktives Verhalten komme, befasst. Wie kann so genannt Böses aus dem Guten stammen, da die Welt doch von Gott erschaffen wurde und dieser nur das Gute in sich haben kann? Mit dieser Frage lebt der Mann lange Zeit und findet keine Antwort, doch –

„Da traf es sich einmal, dass jener Grübler  
Auf seinem Wege einen Baum erblickte,  
der im Gespräche war mit einer Axt.  
Es sagte zu dem Baume jene Axt:  
,Was dir zu tun nicht möglich ist, ich kann es tun,

ich kann dich fällen; du mich aber nicht.<sup>6</sup>  
 Da sagte zu der eitlen Axt der Baum:  
 ‚Vor einem Jahre nahm ein Mann das Holz,  
 woraus er deinen Stiel gefertigt hat,  
 durch eine andere Axt aus meinem Leib.<sup>6</sup>  
 Und als der Mann die Rede hat gehört,  
 erstand in seiner Seele ein Gedanke,  
 den er nicht klar in Worte bringen konnte,  
 der aber volle Antwort gab der Frage:  
 Wie Böses aus dem Guten stammen kann.“  
 (Steiner 1992, 10)

Dieses Märchen wurde mit einfachsten Mitteln den Jugendlichen als Schattenspiel **gezeigt, untermalt mit Musik. Es wurde nicht kommentiert und interpretiert; auch ich möchte es bei diesem Bild stehen lassen.** Ich kann nur so viel sagen, dass ich sicher war und bin, dass dieses einfache Bild vom Baum und der Axt sowohl für die Kinder und Jugendlichen wie auch für die Fachpersonen eine Hilfe im Umgang mit herausforderndem Verhalten war. Gleichzeitig wurden für die Fachpersonen Perspektiven im Hinblick auf die adäquate Haltung und die sich daraus ergebenden Handlungen erlebbar, die sich nicht an den Schwächen, sondern an den Ressourcen der Kinder orientierten.

Innerlicher Ausgangspunkt dieser Ausführungen waren für mich Aussagen von Menschen mit Behinderung, da sich viele nicht als vollwertige Menschen wahrgenommen fühlen. Oft liegt der Grund bei einem Defizit auf Seiten der Fachleute, wie ein Betroffener feststellt: „sie sehen nur meinen autistischen aussenpanzer, nie mein wirkliches wesen.“ (Sellin 1993, 74) Mit meinen Überlegungen habe ich versucht Möglichkeiten und Aspekte aufzuzeigen, die es uns Fachleuten erlauben, mit Hilfe von inneren Bildern dieses Defizit andeutungsweise zu überwinden. Abschliessen möchte ich mit der Aussage einer Frau mit Autismus, die meine zaghaften Deutungsversuche und Ausführungen prägnant auf den Punkt bringt. „ich konnte nur mit menschen kontakt haben die mir innerlich begegnet sind. ich merke erst jetzt, dass es viele oberflächliche menschen gibt. ich habe sehr mühe damit, ich fühle mich von diesen menschen nicht ernstgenommen.“ (Stärkle u.a. 2005)

## Literatur

- Bauer, Joachim (2005) Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg (Hoffmann und Campe).
- Crain, Fitzgerald (Hrsg.)(2007) Dummlinge, bucklige Hexen, böse Stiefschwestern und Zwerge. Vom Umgang des Märchens mit Behinderung. Bern (Haupt).
- Faes, Urs (2008) Liebesarchiv. Frankfurt (Suhrkamp).
- Fischer, Andreas (2008) Umgehen mit dem Erleben von Sterben und Tod – Möglichkeiten zur adäquaten Begleitung von Kindern mit Behinderungen. In: Fässler-Weibel, Peter & Jeltsch-Schudel Barbara (Hrsg.) Wer weiss denn, dass ich traurig bin? Trauern mit geistig behinderten Menschen. Freiburg (Paulusverlag).
- Fischer, Andreas (2012) Zur Qualität der Beziehungsdienstleistung in Institutionen für Menschen mit Behinderungen. Dornach (Verlag am Goetheanum).
- Fuchs, Thomas (2002) Zukunft und Zufall. Über das Offene in der Biographie. In: Ders. (Hrsg.) Zeit-Diagnosen. Philosophisch-psychiatrische Essays. Kusterdingen (Die graue Edition).
- Fuchs, Thomas (2010) Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption. Stuttgart (Kohlhammer).
- Gerland, Gunnilla (1998) Ein richtiger Mensch sein. Autismus – das Leben von der anderen Seite. Stuttgart (Freies Geistesleben).
- Gruntz-Stoll, Johannes (2007) Rätsel, Aufgaben und Hindernisse. Märchen schildern Lösungswege, beschreiben Entwicklungsprozesse und machen Mut. In: Crain, Fitzgerald (Hrsg.) Dummlinge, bucklige Hexen, böse Stiefschwestern und Zwerge. Vom Umgang des Märchens mit Behinderung. Bern (Haupt).
- Gruntz-Stoll, Johannes & Zurfluh, Elsbeth (2008, 2010<sup>2</sup>) Lösungs-, ressourcen- und systemorientierte Heilpädagogik. Eine Einführung. Bern (Haupt).
- Gruntz-Stoll, Johannes (Hrsg.)(2010) „Ich habe Glück gehabt, dass es mich gibt“. Georg Paulmichls Weg zum Wort. Innsbruck (StudienVerlag).
- Gruntz-Stoll, Johannes, Koechlin, Annette & Neuckel, Andrea (2011) Erzählte Behinderung... Homepage zur gleichnamigen bibliografischen Datenbank unter der Internetadresse <[www.erzaehltebehinderung.ch](http://www.erzaehltebehinderung.ch)>
- Gruntz-Stoll, Johannes (2012) Erzählte Behinderung. Grundlagen und Beispiele narrativer Heilpädagogik. Bern (Haupt).
- Hamurabi, Cem (2010) „Meine Ahnung ist...“. In: Humanus-Haus (Hrsg.) Der Mensch hat eine Unterschrift. Bilder und Texte von Menschen mit einer Behinderung. Ittigen (Rafael-Verlag).

- Jollien, Alexandre (2001) Lob der Schwachheit. Zürich (Pendo).
- Jollien, Alexandre (2003) Die Kunst Mensch zu sein. Zürich (Pendo).
- Keulen, Konstantin, Keulen, Cornelius & Kosog, Simone (2010) Zu niemandem ein Wort. In der Welt der autistischen Zwillinge Konstantin und Kornelius. Muldenhammer (OHG).
- Koller, Röbi (2011) Dr. Nils Jent. Gockhausen (Wörterseh).
- Perrig, Severin & Mazenauer, Beat (2007) Vom Dummling lernen. In: Crain, Fitzgerald (Hrsg.) Dummlinge, bucklige Hexen, böse Stiefschwestern und Zwerge. Vom Umgang des Märchens mit Behinderung. Bern (Haupt).
- Phurtag, Chöying (2010) „Der Mensch hat...“. In: Humanus-Haus (Hrsg.) Der Mensch hat eine Unterschrift. Bilder und Texte von Menschen mit einer Behinderung. Ittigen (Raffael-Verlag).
- Saal, Fredi (1994) Leben kann man nur sich selber. Texte 1960-1994. Düsseldorf (Selbstbestimmtes Leben).
- Schnaith, Eva Maria (2007) „... ich habe dich gesucht und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein grosse Wasser...“. Von der Notwendigkeit der Verwandlung der Begleitenden in heilpädagogischen Prozessen. In: Crain, Fitzgerald (Hrsg.) Dummlinge, bucklige Hexen, böse Stiefschwestern und Zwerge. Vom Umgang des Märchens mit Behinderung. Bern (Haupt).
- Schuster, Nicole (2007) Ein guter Tag ist ein Tag mit Wirsing. Berlin (Weideler Buchverlag).
- Sellin, Birger (1993) ich will kein inmich mehr sein – botschaften aus einem autistischen kerker. Köln (Kiepenheuer & Witsch).
- Stärkle, Marianne & Riesen, Nelli (2005) Gespräche mit gestützter Kommunikation. Unveröffentlichtes Dokument (im Archiv des Verfassers).
- Stärkle, Marianne & Riesen, Nelli (2012) Gespräch mit mit gestützter Kommunikation über Märchen, Geschichten und deren Bedeutung. Unveröffentlichtes Dokument (im Archiv des Verfassers).
- Steiner, Rudolf (1992) Vier Märchen. Dornach (Rudolf Steiner).
- Tammet, Daniel (2008) Elf ist freundlich und Fünf ist laut. Ein genialer Autist erklärt seine Welt. Berlin (Heyne).
- Zeba, Cedric (2010) „Fürs Glück hat der Mensch...“. In: Humanus-Haus (Hrsg.) Der Mensch hat eine Unterschrift. Bilder und Texte von Menschen mit einer Behinderung. Ittigen (Raffael-Verlag).
- Zöllner, Dietmar (1989) Wenn ich mit euch reden könnte.... Ein autistischer Junge beschreibt sein Leben aus seiner Sicht. Bern (Scherz).

Zöller, Dietmar (2001) Autismus und Körpersprache. Störungen der Signalverarbeitung zwischen Kopf und Körper. Berlin (Weideler Buchverlag).